

dtv



Włodzimierz Odojewski

# Verdrehte Zeit

Roman

Aus dem Polnischen  
von Barbara Schaefer

dtv

Von Włodzimierz Odojewski  
sind bei dtv außerdem erschienen:  
Ein Sommer in Venedig (13980)  
Als der Zirkus kam (14168)

Der Verlag dankt dem Polnischen Buchinstitut  
für die Förderung der Übersetzung.



**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher**  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Deutsche Erstausgabe 2016  
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
© by Włodzimierz Odojewski, Warszawa 2002  
© by Wydawnictwo Książkowe Twój STYL, Warszawa 2002  
Der Roman erschien erstmals 2002 unter dem Titel  
>Czas odrócony< beim Verlag Twój STYL, Warschau.  
© der deutschsprachigen Ausgabe:  
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Gesetzt aus der Janson 9,5/14'  
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28078-5

**A**lles verschwimmt allmählich, und mir wird ganz wirr im Kopf. Ich sage mir: Das geht vorbei, geht bestimmt vorbei, zu Hause wird mir niemand im Treppenhaus begegnen, und schließlich werde ich glauben, dass alles nur Einbildung war und ich doch tatsächlich lebe, einen Vor- und einen Nachnamen habe, ein bestimmtes Aussehen, im Personalausweis eingetragene besondere Kennzeichen, einen Beruf, eine Lebensgeschichte, die ich in- und auswendig kenne und meine Kollegen so ungefähr; und während ich mir das alles immer wieder sage, sehe ich vor mir den Saal, in dem ich arbeite: von Büchern in einheitlichen Einbänden überquellende Bibliotheksregale an den Wänden, lange Tische mit Karteikästen, in der Ecke einen Kleiderhaken, am Fenster einen Schreibtisch mit einer grünen Lampe und einem Telefon; das alles sehe ich wie ein reales, sicheres Stückchen Land vor mir, und das ist beruhigend. Aber der Nachmittag rückt näher, ich muss also bald gehen, und bei diesem Gedanken spüre ich sofort, dass ich damit der Angst, der ich während der sieben Arbeitsstunden entflohen bin, gestatte zurückzukehren, und ich spüre, dass sie

mich wieder überfallen wird mit allem, was dann so-  
gleich beginnen wird; sie wird mich bestimmt überfal-  
len und sich meiner bemächtigen, vielleicht sogar für  
immer.

Zuerst nahm ich an, mein Alter sei daran schuld:  
Denn ich bin schon alt. Na ja, so alt nun auch wieder  
nicht, aber trotzdem schon ziemlich alt. Zwar sind  
fünfundvierzig Jahre für einen Mann in anderen geo-  
grafischen Breiten überhaupt nicht viel, sogar, wie ich  
gehört habe, ganz und gar nicht viel, aber in unserem  
Land ..., wenn man in Betracht zieht, dass fünf davon  
ein riskantes Spiel mit dem Tod um das Leben waren,  
ein Vagabundenleben in fremden Wohnungen und in  
den Wäldern, immer mit dem Gefühl, ein gehetztes  
Tier zu sein; später jedoch, fast die ganzen zwanzig  
Jahre bis zum heutigen Tag, zog sich bei mir ein  
langer Streifen von Alltagsgrau dahin, erfüllt von  
Unsicherheit und dem Ringen um ein kümmerliches  
Stückchen Brot; und zu diesen fast zwanzig nutzlosen  
und düsteren Jahren kommen noch die vorherigen  
fünf jenes großen Verbrechens hinzu; zieht man nun  
diese fünfundzwanzig von meinen insgesamt fünfund-  
vierzig Lebensjahren ab, so erhält man ein recht dürf-  
tiges Ergebnis, das beweist, dass ich nur die ersten  
zwanzig Jahre erträglich gelebt habe. Deshalb hatte  
ich auch, wie mir scheint, sofort das Recht zu ver-  
muten, dass das, was mir widerfahren ist, mit meinem  
Alter zusammenhängt – denn älteren Menschen pas-

sieren mitunter allerhand merkwürdige und unangenehme Dinge, besonders wenn der Verstand beginnt, einen im Stich zu lassen, oder die zerrütteten Nerven einem den gewohnten Gehorsam verweigern. Als bald beschlichen mich aber gewisse Zweifel, da ja nicht nur ich von jenen fünf Kriegsjahren betroffen war; und all die darauffolgenden Jahre, von denen nun schon fast zwanzig vergangen waren, hatte ich doch nicht schlechter überstanden als die überwiegende Mehrheit meiner Landsleute. Ich habe nicht den Eindruck, dass sich meine Situation von derjenigen der anderen Menschen unterscheidet, ich bin weder erschöpfter noch ruiniertes, weder ärmer noch überarbeiteter als die meisten – kurz gesagt, es geht mir nicht schlechter als den anderen. Weshalb also ist keinem in meinem Alter das passiert, sondern ausgerechnet mir? Ich weiß es nicht. Als hätte ich in der Vergangenheit etwas getan, das nicht mit einem reinen Gewissen zu vereinbaren gewesen wäre. Nein, ich bin mir keiner Schuld bewusst, ich kann mich an nichts in meinem Leben erinnern, dessen ich mich schämen müsste oder das mir den ruhigen Schlaf rauben könnte. Die Nerven? Zum Teufel, andere haben auch keine besseren! Und dennoch suchte ich gestern einen Arzt auf, und als er mich aufforderte, ihm gegenüber in einem bequemen Ohrensessel Platz zu nehmen, Schultern und Kopf zurückzulehnen, die Muskeln zu lockern, mich zu entspannen und ruhig zu erzählen, was mir fehlte, erzählte

ich die ganze Geschichte von A bis Z, Punkt für Punkt, erwähnte außerdem noch meine Beobachtungen und Überlegungen – alles, was mir im Laufe dieser verrückten fünf Tage der vergangenen Woche, ab dem verhängnisvollen Dienstag bis zum Samstag, passiert war –, wie gesagt, ich erzählte sogar sehr detailliert, und da bemerkte ich, dass er mich mit eindeutig professioneller Genugtuung anschaute, wie jemand, dem es gelungen ist, einen neuen Dauerpatienten zu ergattern. Dann verschrieb er mir einige Beruhigungsmittel, empfahl mir eine vorübergehende Arbeitsunterbrechung und hieß mich in einer Woche wiederkommen. Der Arme! Mir scheint, dass er nichts, rein gar nichts verstanden hat: in einer Woche! Mein Gott, werde ich in einer Woche noch zu ihm gehen können? Werde ich imstande sein, überhaupt noch irgendwohin zu gehen? Vor allem – wird es mich dann noch geben? Bewusst sage ich nicht: Werde ich noch leben? – denn es ist doch gar nicht so sicher, ob ich tatsächlich lebe, aber mit Sicherheit gibt es mich; schließlich ist es nicht wichtig, ob als Mensch aus Fleisch und Blut oder nur in den Erinnerungen anderer, als Schatten von jemandem, der einst einer aus Fleisch und Blut war, aber es gibt mich mit Sicherheit. Deshalb sage ich also nur: Ich weiß nicht, ob es mich in einer Woche noch geben wird. Die Abläufe nicht nur im Körper des Menschen, sondern auch in seinem Geist, genauer gesagt in jener Spur, gerade in jener Spur, die der Geist in dem



uns umgebenden Raum zurücklässt, nachdem der Körper sich aufgelöst hat, auch diese Abläufe gehen, wie ich meine, sehr rasch vor sich. Der Doktor wird mich bestimmt nicht wiedersehen, obwohl eine Woche nicht lang ist, aber diese fünf Tage dehnten sich für mich wie zwei Jahrzehnte, die kommende Woche mochte vielleicht sogar eine ganze Ewigkeit dauern.

Jene fünf Tage begannen, wie schon bemerkt, am späten Dienstagnachmittag, als ich aus der Stadt nach Hause kam, und endeten am Samstag gegen Abend auf dem Powązki-Friedhof.

Wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, so empfand ich keinen Unterschied zu den Hunderten vorangegangener Dienstagnachmittage, an denen ich meinen Nachhauseweg durch den Łazienki-Park abkürzte; wenn ich mich allerdings jetzt daran erinnere, dann war es einer der klarsten Tage überhaupt, mit strahlend blauem Himmel – an einen vergleichbaren Tag kann ich mich in meinem ganzen Leben nicht erinnern. Vielleicht macht sich ein Mensch, solange er nicht müde genug ist, die klare Schönheit eines solchen Spätoktobertages nicht bewusst. Der Raureif der vorherigen Nacht hatte die Blätter welken lassen, das Efeu an den Mauern des kleinen ehemaligen Königsschlusses hatte sich goldgelb und rot gefärbt, der Wind fegte durch die Zweige der Bäume und Sträucher, und unter den Füßen raschelte es ganz sacht und leise. Als ich schließlich aus der Stille des Parks in den

Lärm der angrenzenden Straße eingetaucht war und das große Warenhaus, das sich neben der Grünanlage befindet, passiert hatte, war ich bereits zu Hause. Beim Betreten des Treppenhauses dachte ich, dass ich mir das Abendessen selbst zubereiten und an dem Tag nirgendwo mehr hingehen würde. Ich würde das kürzlich begonnene Buch John von Neumanns, *Die Rechenmaschine und das menschliche Gehirn*, zu Ende lesen und am Abend noch etwas Radiomusik hören. Es kam jedoch ganz anders.

Als ich den Treppenabsatz zwischen dem zweiten und dritten Stock, wo ich wohne, erreichte, sah ich eine junge Frau am Fenster stehen. Als ich fast auf gleicher Höhe mit ihr war, wobei ich übrigens meinen Schritt etwas verlangsamte und sie neugierig betrachtete – sie schien mir vom Profil her eine verblüffende Ähnlichkeit mit jemandem zu haben, den ich womöglich vor vielen Jahren kennengelernt hatte –, wandte sie mir ihr Gesicht zu und fragte plötzlich, nachdem ich fast schon an ihr vorbei war: »Roman, stimmt's? Herr ... Roman ...? Ich irre mich doch nicht?« – obwohl der fragende Ton in ihrer Stimme die Sicherheit, mit der sie den Namen genannt hatte, Lügen strafte. Ich hingegen erwiderte zögernd – erstaunt wegen ebenjener Ähnlichkeit, die ich gerade bemerkt hatte, und wegen ihrer unvermittelten Frage, obwohl das Missverständnis offensichtlich war: »Nein, Sie müssen mich wohl mit jemandem verwechseln«, und sie erwi-

derte, wobei sie meine verneinende Antwort ganz außer Acht ließ: »Ich habe auf dich gewartet, Roman. Ich habe etwas für dich von Walter«, und ich sagte abermals und noch erstaunter: »Wirklich, Sie irren sich. Ich heiße Konradius. Waclaw Konradius. Eine halbe Etage höher hängt an der Tür ein Schild mit meinem Namen«, und sie: »Ich weiß, Roman. Deshalb habe ich auch hier gewartet. Ich konnte *dies* doch nicht einfach bei deiner Haushälterin abgeben«, und da begriff ich plötzlich. Aber natürlich, sie hatte mich mit meinem Decknamen aus der Okkupationszeit vor zwanzig Jahren angesprochen, nur dass das schon so lange her war und ich womöglich – wäre nicht diese verblüffende Ähnlichkeit mit jemandem wohl aus den damaligen Zeiten gewesen – noch lange die Frage, vielmehr die Behauptung, ich sei Roman, nicht mit meiner Person in Verbindung gebracht hätte, nicht mit der Tatsache, dass ich einst für einige Leute eben Roman war; und sofort, als ich das kapierte – eigentlich sogar gleichzeitig, so, als habe mein Denken blitzschnell zweispurig gearbeitet –, fiel mir ein, an wen die Frau mich erinnerte: natürlich an Małgorzata, vielmehr an jene junge Frau, die damals in der Gruppe dieser Leute, bei denen ich Roman hieß, den Decknamen Małgorzata trug, und ich fragte: »Małgorzata?«, wobei ich mir aber sofort darüber im Klaren war, dass ich Unsinn redete. Wie hätte Małgorzata zwanzig Jahre lang so ein unverändertes Aussehen bewahren

können! Diese junge Frau war höchstens ihre, wenn auch zum Verwechseln ähnliche, viel jüngere Schwester! Aber sie gab auf meine Frage keine Antwort, und als fürchtete sie sich vor der nächsten, sagte sie rasch: »Hier ist ein Brief von Walter. Darin steht, was du weiter zu tun hast. Übermorgen komme ich um die gleiche Zeit und hole die Unterlagen bei dir ab, denk daran, Roman. Wenn du den Brief gelesen hast, verbrenn ihn sofort. Das ist alles. Pass auf dich auf, Roman.« Den letzten Satz sagte sie sanft, fast zärtlich, und schon war sie weg.

Ich habe den Eindruck, dass ich kaum den länglichen grauen Briefumschlag, den sie mir gegeben hatte, in der Hand hielt, als ich bereits unten im Treppenhaus ihre raschen, trippelnden Schritte vernahm, das Quietschen des sich automatisch öffnenden Tors, das sofort ins Schloss fiel; und wieder herrschte Stille, in die nur schwer und von ferne der Lärm der Straße drang.

Ich stand auf dem Treppenabsatz und wusste nicht, ob ich ihr hinterherlaufen und alles erklären sollte (doch zum Teufel, was hätte ich ihr erklären können, einen Irrtum? ein Missverständnis?) oder von ihr eine Erklärung verlangen (aber wofür?), ich hatte nichts von alledem verstanden. Im Übrigen war sie bestimmt schon längst weg, und wie hätte ich sie schließlich in der Menschenmenge finden können? Was hätten außerdem die Fragen klären können? Dass ich nicht

derjenige bin, der ich bin? Ach, mein Gott, das ist doch die reinste Idiotie! Außerdem spürte ich, dass sie mir ohnehin auf keine der Fragen geantwortet hätte. Offensichtlich war sie nicht auf ein Gespräch vorbereitet gewesen, da sie sich verhalten hatte, als erfülle sie eine Aufgabe, als erledige sie nur für jemanden einen Auftrag, sonst nichts. Und während ich ungeschlüssig den Briefumschlag zerknüllte, stieg ich die halbe Etage, die mich noch von meiner Wohnung trennte, hoch und schloss die Tür auf.

Mir schlug der unangenehme Geruch einer lange nicht gelüfteten und gleichsam verwaisten Wohnung entgegen, ein Geruch, der an morsches Holz und an alten, zerschlissenen Stoff erinnerte, sodass ich erstaunt meiner Haushälterin zurief: »Was ist denn hier los? Haben Sie etwa den Abfall nicht hinuntergebracht? Das verschlägt einem ja den Atem«, aber niemand antwortete, und mir fiel ein, dass meine Haushälterin gestern für eine Woche zu ihrer kranken Tochter ins Dorf gefahren war; unsicher bewegte ich mich im Halbdunkel auf die gegenüberliegende Wand zu, schob die schweren Vorhänge beiseite und öffnete die Fenster, wobei ich mich mit dem Gedanken herumschlug, dass ich hätte schwören können, die Wohnung, bevor ich am Morgen weggegangen war, gründlich gelüftet zu haben. Im Dämmerlicht erblickte ich Staub auf den Möbeln und einen schimmelig-grünen Belag auf den Zeitungen, die sich unten auf den

Bücherregalen stapelten – als habe sich Feuchtigkeit in der Wohnung eingenistet –, und unwillkürlich kam mir der Gedanke, dass das nicht sein konnte. Woher denn? Wie denn? Doch sofort verdrängte ich den Gedanken; in der Hand hatte ich immer noch den länglichen grauen Briefumschlag, und schließlich musste ich mich von seinem Inhalt überzeugen. Ich riss ihn auf und nahm einen zusammengefalteten Brief heraus, der – wie der Umschlag – auf grauem Papier mit der Schreibmaschine geschrieben war. Während ich ihn rasch überflog, packte mich zunächst Befremden. Dieses Befremden musste wohl an Angst grenzen, denn ich spürte, wie mir der Schweiß ausbrach, mir gleichzeitig aber ganz kalt wurde. Ich nahm an, dass es sich um einen unwahrscheinlichen Irrtum handelte oder um einen schlechten Witz, dem ich zum Opfer gefallen war, obwohl die wenigen Sätze in dem Brief weder für die eine noch für die andere Möglichkeit eine hinreichende Erklärung boten. Sie enthielten lediglich die Anweisung, morgen, am 23. Oktober, um 15.30 Uhr an dem mir bekannten Ort zu erscheinen und einen Auftrag auszuführen, kein Wort mehr – außer der Unterschrift *Walter*, knapp und sachlich, in dieser Maschinenschrift, welche die deutsche Herkunft der Schreibmaschine verriet, da die für einige polnische Buchstaben typischen Striche und Pünktchen mit Tinte hinzugefügt worden waren. Von irgendwo ganz weit her, aus den unendlichen Tiefen des

Vergessens, wehte mich eine durchdringende Kälte an. Ich erschauerte.

Ich setzte mich in den Sessel – den Mantel hatte ich vergessen auszuziehen – und starrte stumpfsinnig auf den Brief in meiner Hand, so als hätte ich noch eine geringe Hoffnung, ihm sein Geheimnis zu entlocken, aber nein, mir kam nichts Vernünftiges in den Sinn. In Gedanken ließ ich blitzschnell die Menschen aus meiner Umgebung Revue passieren. Von meinen Kollegen aus der Universitätsbibliothek, in der ich schon ziemlich lange arbeitete, wusste niemand etwas von meiner Vergangenheit während der Okkupationszeit. Bekannte hatte ich nicht viele, und von ihnen wusste auch niemand, was ich während des Krieges gemacht hatte, zumindest nichts Genaueres. Viele Jahre hindurch war es gefährlich gewesen, sich zu seiner Untergrundtätigkeit zu bekennen, sodass ich es mir schließlich ganz abgewöhnt hatte, überhaupt mit jemandem darüber zu sprechen. Wer konnte es also gewesen sein? Was für ein Interesse konnte diese Person im Übrigen daran haben, mich derart in die Irre zu führen? Ich fand keine Erklärung. Denn dass dieser Jemand – wer auch immer der Verfasser dieses überaus merkwürdigen Briefes gewesen sein mochte – sich auf jene Zeiten berief, erschien mir sofort mehr als sicher. Walter, natürlich, ich erinnerte mich noch an den Namen, vielmehr an den Decknamen (obwohl mich mit dem Namensträger nicht allzu viel verband), ich

erinnerte mich sogar ziemlich gut an den Namen. Walter war einer meiner Anführer im Untergrund gewesen, man hatte mich ihm für kurze Zeit zugeteilt, vielleicht ein Jahr vor dem Warschauer Aufstand. Er leitete eine Gruppe für Spezialaufgaben, bestehend aus sechs oder sieben Personen, die zuvor, wie ich auch, gründlich ausgebildet worden waren; ja, wir waren wohl zusammen sieben, wenn man die einzige Frau, Małgorzata, noch mit dazurechnete, die eine Verbindungsperson zum Führungsstab gewesen war. Zuvor hatten wir sieben uns nicht gekannt, und nach Ausführung unseres Auftrages, für den wir Walter zugeteilt waren, sollte jeder von uns wieder zu seiner Unterorganisation zurückkehren. An Walter selbst erinnerte ich mich eigentlich kaum, denn er war mir durch keine Besonderheit im Gedächtnis geblieben (ich hatte im Übrigen nur drei, höchstens vier Wochen mit ihm zu tun, sodass ich heute nicht einmal in der Lage gewesen wäre, mir auch nur das kleinste Detail seines Aussehens ins Gedächtnis zu rufen); in Erinnerung geblieben war er mir allerdings wegen der Verbindungsperson Małgorzata, mit der ihn wohl etwas mehr verband als die für eine Untergrundtätigkeit typische Vertrautheit. Denn obwohl ich während dieser zwanzig Jahre sein Gesicht nicht im Gedächtnis behalten hatte, so erinnerte ich mich doch noch an die Handbewegung, mit der er einst unmittelbar vor unserem Einsatz Małgorzatas Waffe überprüfte, und



daran, wie später seine Hand, die ihr den Revolver zurückgab, innehielt und seine Finger die Finger der jungen Frau berührten, und noch später – und zwar ziemlich genau – an das, was ich selbst empfand, jene Welle erregter, hoffnungsloser Eifersucht, gemischt mit etwas, das vielleicht Hass gewesen wäre, wenn ich es gewagt hätte, dieses Gefühl beim Namen zu nennen, obwohl ich es sofort in mir unterdrückte, so feindselig und vollkommen fehl am Platz erschien es mir damals, es musste jedoch tief vergraben in mir gesteckt haben, in den tiefsten Schichten meines Unterbewusstseins, wenn es nach diesen langen zwanzig Jahren plötzlich durch den Namen *Walter*, der ja nur unter dem Brief stand, wachgerufen wurde und ich es wieder mit der gleichen Intensität wie damals verspürte.

Als ich mir über die schweißbedeckte Stirn fuhr, fühlte sich die Feuchtigkeit unter meinen Fingern kalt und glitschig an, als hätte ich Stearin zerrieben. Ich bemerkte, dass ich immer noch im Mantel dasaß, hatte aber nicht die Kraft, vom Sessel aufzustehen, mich auszuziehen und irgendetwas zu tun: mir einen Tee aufzugießen, zu lesen, was ich mir vorgenommen hatte, das Radio einzuschalten, um irgendeine menschliche Stimme zu hören; für nichts hatte ich Kraft und war wie gelähmt. Meine Augen konnten sich, gleichsam unabhängig von meinem Willen, noch immer nicht von dem maschinengeschriebenen Stück Papier,

das ich in der Hand hielt, lösen, und meine Gedanken schoben mit unerbittlicher Hartnäckigkeit das Dunkel beiseite, das sich doch, wie man hätte meinen können, für immer über jene fernen Jahre gesenkt hatte, und entrissen ihm Bild um Bild, Ereignis um Ereignis. Wie hatte ich nur Małgorzata dort auf der Treppe nicht erkennen können, als sie mir den grauen Briefumschlag von Walter gab und *Roman* zu mir sagte? Eine erschreckende Taubheit und Blindheit des Gedächtnisses. Wie war das möglich? Das heißt, nein, nicht Małgorzata (ich sollte mich genauer ausdrücken, das ist wichtig, um meinen Zustand zu beschreiben, wenn sich natürlich dieser Zustand überhaupt in irgendeiner Form beschreiben lässt), nein, natürlich nicht, Małgorzata war doch schon längst tot, aber vielleicht eine Schwester oder Verwandte von ihr, wie hatte ich sie nicht erkennen können –, ich sagte es mir immer wieder in meiner Benommenheit – diese Frau, die, ganz gleich, wer sie auch war, Małgorzata zum Verwechseln ähnlich sah, sodass ich sie nicht anders als mit diesem Namen ansprechen konnte; woran lag es nur, dass ich sie nicht sofort erkannt hatte?

Das lag vielleicht nur daran, dass ich Małgorzata aus meinem Gedächtnis strich, als ich einen Monat nach Kriegsende auf dem Powązki-Friedhof ein bescheidenes Grab mit einem Steinkreuz entdeckt hatte, in welches (wie es bei uns immer noch üblich ist) ein ovales Bild eingelassen war, direkt über dem Deckna-

men »Małgorzata« und dem Todesdatum – eine Fotografie, auf der sie, wie zu ihren Lebzeiten, nur mit den Augen lächelte, während das Gesicht unbeweglich und ernst war; als ich auf dieses Grab stieß, mein Blick auf das Emailschild mit dem Bild fiel und ich, ohne die Inschrift zu lesen, bereits alles wusste und nicht mehr wissen wollte, da strich ich Małgorzata aus meinem Gedächtnis, strich sie mit aller Gewalt und unter Schmerzen aus meinem Gedächtnis, aber, wie mir damals schien, ein für allemal, denn ich hätte mit der Erinnerung an sie nicht ruhig weiterleben können; und erst später, bedeutend später, ließen die Jahre die Wunde ein wenig verheilen und bedeckten sie mit einer dicken Narbe, unter die ich nicht mit meinen Gedanken vorzudringen versuchte. Aber obwohl die Narbe ziemlich dick und dicht war, sodass ich – als ich mit der jungen Frau zusammentraf, die auf dem Treppenabsatz wartete, um mir den grauen Briefumschlag zu übergeben – weder sofort die Ähnlichkeit ihres Gesichts zeitlich einordnen und diese Ähnlichkeit mit jemandem, der mir nahegestanden hatte, in Verbindung bringen, noch den richtigen Namen finden konnte, als ich auf sie zuing, nicht einmal dann, als sie bereits *Roman* zu mir sagte, war die Narbe doch nicht dick und dicht genug, um mich eine Viertel- oder halbe Stunde später vor all dem zu bewahren, was dann aus jenem Dunkel des längst vergessenen Geglauhten zu mir vorzudringen begann

und immer deutlicher, doch keineswegs verständlicher wurde.

Hätte mich ein oder zwei Tage zuvor plötzlich jemand gefragt, wie es geschehen war, unter welchen Umständen ich Małgorzata aus den Augen verloren hatte, oder genauer, wie sie mich aus den Augen verloren hatte, denn wir hätten uns doch noch einmal treffen sollen – und es war meine Schuld gewesen, dass die Begegnung nicht zustande kam, obwohl eigentlich das Zusammentreffen von Umständen, von dummen Zufällen schuld daran war; wie hätte ich denn verantwortlich dafür sein können, dass ich im falschen Augenblick auf die Straße gegangen war, die gerade von den Deutschen »durchkämmt« wurde, und dass ich geschnappt wurde, aber das ist nun nicht wichtig; hätte mich jemand ein oder zwei Tage zuvor gefragt, hätte ich ihm darauf keine Antwort geben können, hätte zuerst gründlich überlegen müssen, und selbst dann wäre ich nicht sicher gewesen bezüglich der Genauigkeit meiner Antwort. Aber das, was mit mir geschah, geschah weder einen noch zwei Tage zuvor, sondern genau am Dienstag, dem 22. Oktober, nachmittags; ich hatte die Begegnung auf der Treppe bereits hinter mir und den merkwürdigen Brief mit Walters Unterschrift auch schon gelesen, und als ich schließlich die Mauer durchbrochen hatte, die die Vergangenheit von der Gegenwart trennte und die ich selbst in meinem Gedächtnis errichtet hatte, verband